

85. Mittwoch, am 24. October 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

## Taschenbücher.

8) Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet 1839. Herausgegeben von Dr. St. Schüke. Frankfurt, Wilmams. 8. 332 Seiten.

Sonderland, der tüchtige und geistvolle Zeichner hat nächst dem allegorischen Titeltupfer, in welchem wir aber von der Freundschaft nicht eben viel bemerken, noch vier allerliebste Bilder zu der kleinen Gallerie geliefert, welche stets dieses willkommne Taschenbuch einleitet. Sie bilden einen Cyklus der, Ueberraschung überschrieben, vier verschiedene Arten derselben darstellt, und die Zeichnungen sind von Leop. Beyer, Schuler und Hofmann sehr gelungen und fleißig in Stahlstichen vervielfältigt. St. Schüke hat in 4 Gedichten die allerliebsten Blätter commentirt. Außerdem findet sich auch noch ein Stahlstich zur Illustration des wackern Gedichtes von E. v. Wachsman, der gefangene Meister, der, so gut er auch ausgeführt ist, jedoch nicht ganz die Scene wiederzugeben scheint, so wie zu der Erzählung von St. Schüke, die beiden Candidaten, der charakteristischer sich darstellt.

Diese Erzählung ist in so heittrer Laune geschrieben, so einfach und doch unterhaltend in Erfindung und Ausführung, so belustigend und doch so entfernt von der herben Satire, die leider jetzt nicht selten für das wesentliche Element eines humoristischen Aufsatzes angesehen wird, daß wir ihr aus Herzensgrunde das beste Lob beilegen, und uns freuen müssen, daß der brave Verfasser wieder einmal seine frühere gute Laune ohne allen bitteren Zusatz dabei hat vorwalten lassen.

Ernsterer Gattung ist Bernd von Gusecks Novelle Umwölkte Tage, aber auch in ihr waltet nur ein milder Schmerz vor, der sich zuletzt läuternd in sanfter Befriedigung auflöst. Die Erzählung beginnt auf der interessanten Riesenburg bei Teplitz und führt ihre Personen in anziehenden Verhältnissen weiter zu der einfachen Lösung des künstlich geschürzten Knotens.

Weltgeschichtliche Namen treten uns unter den wenig versprechenden Namen der schönen Komödiantin in Ludwig Storchs Novelle unerwartet nahe. Peters des Großen, seiner Kathinka, und des Freundes Weider des edlen Menschikof Namen dürfen wir

errathen lassen, müssen aber, um der Ueberraschung der Leser nicht zu nahe zu treten, den eigentlichen der schönen Chloris verschweigen, deren Pseudo-Gemahl Amyn-tas allerdings eine sehr erbärmliche Rolle spielt. Können wir nun auch das Gewebe dieser Begebenheiten nicht von jeder Unwahrscheinlichkeit freisprechen, so ist es doch so kunstreich gearbeitet, und die zahlreichen Fäden derselben sind so geschickt in einander gewoben, daß nur eine Meisterhand ein solches Kunstwerk hervorzubringen im Stande war.

Der rhythmische Theil des Taschenbuches beschenkt uns mit vier trefflichen kleinen Gedichten von Joh. Gab. Seidl und unter den meist gelegentlichlichen sechs, welche der Herausgeber am Schlusse beigelegt hat, zeichnet sich besonders der Nachruf von Weimar an die Herzogin von Orleans, als sehr gelungen aus.

Th. Hell.

Hof und Bühne, ein Bild des modernen Lebens von Belani. I. Band, XII und 268 Seiten. II. Band, 298 Seiten. III. Band, 281 Seiten. Leipzig, Taubert. 1838.

Der Verfasser erklärt sich in der Vorrede gegen diejenigen, welche aus dem Titel seines Buches auf eine Vermehrung „jener pedantischen Tendenz-Novellen, die eigentlich nicht mehr sind als eine ästhetisch-psychologische Abhandlung in Novellenform“ schließen wollten. Er erklärt, seine Aufgabe sey es nicht „um einigen Schönegeistern zu genügen, den Leserinnen mit vorgeschobenen Tendenzen Langeweile zu machen, sondern leicht und angenehm anregend, Geist und Herz zu unterhalten.“ Ueber das ästhetische Interesse der modernen Bühne, über die Verkehrtheiten des modernen Geschmacks u. s. w. sollte kein Sterbenswörtchen gesagt werden. Aber unsern aufrichtigen Dank zollen wir dem Herrn Verfasser daß er seinem Vorsatz nicht ganz treu geblieben ist, denn die, Theil III, Seite 50 flg., entworfene Schilderung des fürstlichen Hoftheaters erinnert unwillkürlich an ein bekanntes Institut in einer deutschen Residenz, dessen Mängel in der Verwaltung wie auch in artistischer Hinsicht, Herrn Belani bei dieser Zeichnung vorgeschwebt haben müssen.



Die Tendenz dieses Romans könnte fast eine politische genannt werden. Die Hauptfigur in dem Gemälde ist ein junger Fürst, der stets auf Reisen zubringt, zwei Abenteurern aus der Hefe des Pöbels sein Vertrauen schenkt, dem Einen die Zügel der Regierung übergibt, den Andern zum Hoftheater-Intendanten erhebt, welche Beide als ungeeignet für ihre Posten sich erweisen. Eine gewaltsame Katastrophe wird herbeigeführt, und der Volksaufstand bietet Gelegenheit dem von seinen Günstlingen hintergangenen Fürsten über die klägliche Verwaltung der Finanzen, und wie sehr die würdigern Staatsdiener von ihm verkannt worden, die Augen zu öffnen.

Der Strohsiedler und Miona erinnern an den alten Parfner und Mignon im „Wilhelm Meister.“ Die Lebensgeschichte des Strohsiedlers, welche die ganze erste Hälfte des zweiten Bandes absorbiert, hätte unbeschadet des Ganzen wegbleiben können, da sie mit der Erzählung in gar keinem Zusammenhange steht, und der Inhalt, so wie die Länge dieser Episode uns nicht überreden können, daß der Fürst die ganze Nacht hindurch, ohne zu ermüden, sie angehört habe. Auch wird die Theilnahme an Miona's spätem Unglück, indem die Volkswuth gegen sie ihre Waffen richtet, bedeutend durch die Betrachtung geschmälert, daß sie ihren Einfluß auf den Fürsten nie zu Gunsten des Volkes hatte verwenden wollen.

Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Ehestandsgeschichten von Frau Charles Reybaud. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. I. Band, 329 Seiten. II. Band, 356 Seiten. Leipzig, Kollmann. 1838.

Ehestandsgeschichten im buchstäblichen Sinne des Wortes! Herr Berquier hat sich durch die trüben Erfahrungen mit seinen zwei ersten Frauen nicht abschrecken lassen, zum dritten Male in den Stand der Ehe zu treten. Nichts destoweniger spielt er bei jeder sich anbietenden Gelegenheit die Rolle eines Warners für Ehelustige. Frau v. Vielan strickt vergeblich Netze für junge Männer um ihre heirathsfähigen Töchter unter die Haube zu bringen; endlich giebt es hier auch eine Ehe, welche durch weibliche Eifersucht getrübt wird, und ein blutiges Quid pro quo, welches für ein Liebespärdchen die glücklichste Wendung nimmt.

### Fortsetzungen.

Gedichte v. Ed. Lafitte. Zweite Sammlung. Leipzig, 1838. Böhme's Verlag. 44 Seiten.

Die erste Sammlung war vor einigen Jahren bei

Arnold in Dresden im Verlag erschienen, und dieses Wiedererscheinen auf dem deutschen Parnass läßt auf eine dem jungen Dichter zu Theil gewordene Aufmunterung schließen. Der Inhalt seiner Verse ist harmlos, sie verrathen keinen Jünger aus der sarkastischen Schule Heine's, welcher durch neue Gedanken und kühne Bilder zu imponiren strebt; denn hier begegnet man meist erbaulichen Sentenzen wie Seite 10:

„Die schönsten Genüsse, die süßesten Freuden,  
Sind, die wir voll Wohlwollen, Andern bereiten.“  
oder Seite 24:

„Weil er sich nimmerdar  
Dem Zweifel überläßt,  
So bleibt — o höchstes Glück!  
Sein Glaube fromm und fest.“

und Seite 33:

„Sagt begierig alle Welt  
Nur nach vielem Gut und Geld,  
Ist er mit ganz Wenigem reich  
Und dünkt sich dem Kaiser gleich.“

Zuweilen schwingt unser Dichter auch die Geißel der Satire, doch scheint er an das *ἔρωδι σέλιον* gedacht zu haben, als er niederschrieb (Seite 42):

A. Das Versmachen, sagt er mir,  
Werd' ihm erstaunlich leicht.

B. Das glaub' ich gern, denn was er macht,  
Ist stets erstaunlich leicht.

— r —

Brüssel und Paris von Eduard Beurmann.  
Dritter Band. Leipzig bei Theodor Fischer 1838.

Die Schriften des Verfassers über Paris, Brüssel, die Hansestädte, haben mit Mundt's „Weltfahrten“ die Eigenschaft gemein, daß man in ihnen wenig — nämlich Neues — über Paris ic., aber viel — nämlich Altes — über die Herren Mundt und Beurmann findet. Alles was der Verfasser in dem vorliegenden Bändchen über die „literarischen Zustände,“ über „Victor Hugo, Balzac, George Sand, und die moderne Richtung der Romantik ic.“ mittheilt, haben wir seit mehreren Jahren auf zehnerlei Art und in zehnerlei Journalen gelesen. Wer mithin über diese Gegenstände etwas Neues zu erfahren denkt, wird sich sehr getäuscht finden, dagegen erfährt er ganz ausführlich, was sich Herr Beurmann bei Allem gedacht. Wir gestehen aufrichtig, daß unsere Neugierde in letzterer Hinsicht nicht übertrieben heftig gewesen, weshalb wir uns gegen den Herrn Beurmann des größten Unrechts schuldig machten, wenn wir ihm den Vorwurf einer Täuschung machen wollten. Was über das Pantheon, den Justizpallast, die Konciergerie ic. gesagt wird, findet der Leser in jedem mittelmäßigen



Guide, die Vorzüge der Demoiselle Georges hat derselbe gewiß gleich uns seit ungefähr dreißig Jahren in Frankreich oder Deutschland zu studieren Gelegenheit gefunden, über Virginie Dejazet und ihre Philosophie sind wir durch Herrn Mundt so vollkommen au fait gesetzt worden, daß es vermessen wäre noch tiefer in letztere eindringen zu wollen. Wie weit es mit dem „Interesse welches Paris und Frankreich an Deutschland nimmt“ her ist, dürfte Dem, welcher ein paar junge Franzosen, wie wir sie oft kennen lernen, gesprochen hat, auch nicht schwierig zu enträthseln seyn, endlich ist es ziemlich gleichgültig ob der Dieb und Meuchelmörder Lacenaire, wie Herr Beurmann behauptet, wie ein Held, oder wie die Zeitungen sagen wie ein Lump gestorben sey, wissen wir doch daß er wie der letztere gelebt hat. Da wir nun, wie bereits erwähnt, nichts thatsächliches Neues aus der Schrift erfahren, so bleibt uns nur noch übrig über die Ansichten des Verfassers zu berichten. Wir piquiren uns zwar nicht von der Freiheit Gewerbe zu machen, aber wir sind so frei vorauszusetzen, daß der Verfasser frei genug seyn werde, uns zu erlauben so frei zu seyn, manchmal eine der seinigen gerade entgegengesetzte Meinung zu äußern. Dieß vorausgesendet, erlauben wir uns anzuführen, daß er sich über die Dudevant S. 36 folgendermaßen ausspricht: „Diese Schriftstellerin besitzt Sympathie für die Menschheit, und für die welche am Kreuze bluten (wahrscheinlich an dem welches dem jungen Deutschland zu tragen so schwer wird), sie will den Spiritualismus des Christenthums, der mit dem Fortschritte und der Aufklärung, oder mit dem Unglauben keinen gleichen Schritt mehr halten kann, in Fleisch und Blut verwandeln, sie will an die Hostie und den geweihten Wein Freiheit, Gleichheit und Freude knüpfen; weil Christus sein Leben für uns gelassen hat, so haben wir nicht nöthig das unsere für ihn zu lassen ic.“

Steffens nennt in seinem Romane „die Revolution“ das junge Deutschland „den Kettenhund, der den Frauen auf den Schooß springen, und Schooßhund spielen will.“ Würden wir gefragt: was uns mehr in tieffter Seele anwidere, der Hund, oder der Schooß der sich ihm öffnet, so würden wir unbedingt den letzten nennen.

Möge Herr Beurmann uns erlauben so frei zu seyn, diese freie Meinung über die „schönste Sünderin die ihm im Leben vorgekommen“ auszusprechen. Wir denken es sey erlaubt über die „freie Frau“ ein freies Urtheil zu äußern. — In den weitern Mittheilungen über die Pariser Schriftstellerwelt erzählt Herr Beurmann, „daß die Haute-Bolée der Pariser Literatur so mißtrauisch gegen

einander sey, daß man weder Honorare giebt, bevor nicht das Manuscript den Augen des Honorirenden vorliegt, noch Manuscript, bevor nicht das Honorar den Augen des zu Honorirenden vorliegt?“ und führt zur Charakteristik derselben mehrere merkwürdige Beispiele an. Unter andern erzählt er, daß sich einst die Mutter eines jungen Schriftstellers mit dem eben erschienenen Buche des letztern zu J.... begab, um ihn um ein Feuilleton in den Debats zu bitten, und den Preis dafür zu zahlen. Da die geforderten zweihundert Franks der Dame etwas viel vorkamen, sagte J...., indem er auf seine Maitresse, eine junge Marquise die seinetwegen ihren Gemahl verlassen, zeigte: „Was wollen Sie? Die Coquine da kostet mir so viel Geld, daß ich nicht anders kann.“ — Sollte man nicht glauben, die „Marquise“ des Herrn J.... habe als Original zu allen den Prinzessinnen, Gräfinnen und sonstigen Standespersonen weiblichen Geschlechtes gefessen, welche das junge Deutschland, obwohl es dergleichen höchstens in der Schauspielloge zu Gesichte bekam, und dort nur mit Muße studieren konnte, so gern in seinen Schriften abzukonterfeien, und mit der eigenen werthen Person in Beziehungen zu bringen pflegte? Wir bemerken dieß ausdrücklich, damit Jeder sehe, daß diese Studien an wirklichen, leibhaften Marquisinnen, und nicht wie man allgemein annahm, an „Mädchen für Alle,“ oder Theilnehmerinnen an dem Wisozkyschen Tanzvergnügen gemacht worden. — In einem Punkte sind wir dagegen gänzlich der Meinung des Verfassers, nämlich wo er sagt, daß die deutschen Literaten weil sie weniger angenehm als ihre französischen Kollegen das Leben genießen können, „dadurch eine bitterere Tendenz annehmen, als sie sonst gehabt haben würden.“ Wir sind davon so fest überzeugt, daß wir glauben, daß wenn man Börne anstatt ihn abzusetzen, ruhig und nach wie vor hätte Pässe visiren lassen, Deutschland einen zufriedenen Polizeiaktuarier mehr, und der radicale Kalender einen Heiligen und Märtyrer weniger gehabt hätte. — Nach St. Denis — welches wie Herr Beurmann sich auszudrücken beliebt, „durch seine Käsekuchen und seine Königsgräber“ berühmt ist — fuhr der Autor bloß weil er „die von Napoleon und den Bourbonen restaurirte Stätte sehen wollte, indem ihm die Kenotaphien, die Namen und die Gebeine für jene Beziehungen die er an St. Denis knüpfte sehr gleichgültig waren.“ Er behauptet die Gebeine der Herrscher Frankreichs seien nicht wie man bisher geglaubt durch einen alten Schweizer vergraben, sondern verbrannt worden, und entweder habe Rogebue der das erstere behauptet, dieß aus „feilem, sentimentalem, theatralischem Gefühl“ erdichtet, oder er sey von dem



Schweizer belogen worden. Da man aber nun wirklich auf den von dem Schweizer angegebenen Punkte eine Grube mit Gebeinen gefunden, letztere aber nicht Kogebue sondern Ludwig der achtzehnte herausnehmen und in einen gemeinschaftlichen Sarcophag verschließen ließ, auch man das traurige Faktum unstreitig hinreichend konstatiert, und nicht wie der Verfasser als einen angenehmen Scherz behandelt hat, so sind wir so frei mehr den bisherigen Angaben, als der des Autors beizupflichten. — „Für Neugierige,“ oder „wen es weiter interessiren könnte, wie gut oder schlecht die Leichname der Könige von Frankreich sich conservirt hatten,“ bemerkt er, daß bei der Beraubung und Schändung der Gräber, Ludwig der vierzehnte schwarz und wie mit Dinte überzogen aussah, daß Ludwig der funfzehnte wohl erhalten war, „aber bei der Berührung einen solchen Gestank verbreitete, daß man sich genöthigt sah, die Lust mit Pulver zu reinigen,“ daß Karl der siebente mit Quecksilber ausgefüllt war, daß seine ganze Flüssigkeit behalten hatte ic., er bemerkt indes, „wie gesagt, diese Details bloß für Neugierige, und will was ihn betrifft durch sie keinen Beweis bieten, wie lange unser sterblicher Theil dem allgemeinen Loose des Fleisches entzogen werde, auch nicht den, daß die Einbalsamirungen der Könige sie nicht gegen die Natur schützen.“ — Wir bezweifeln daß unsere Empfindungen in der Grabeskirche von St. Denis vor allen auf die so eben mitgetheilten, neuen und merkwürdigen Entdeckungen gerichtet gewesen wären, ja wir gestehen gern, daß wir uns nicht zu den starken Seelen rechnen, die nichts erschüttert. Wir waren leider in einer nun funfzigjährigen Laufbahn von der Vorsehung bestimmt, den Tod unter mancherlei Gestalt zu sehen, wir sahen ihn zu fünf verschiedenen Malen in dem schauerlich süßen Lächeln geliebter Kinder, und einmal in dem schmerzlichen eines theuren Weibes, wir sahen ihn zähnefletschend auf bluti-

ger Haide, und unter dem Bilde des Schlafes im einsamen Sterbezimmer, wir sahen ihn in den Königsgrüften von Escorial, wo weder der Schimmer von Gold, Silber, Marmor, noch der von Sammt und Seide ihn verdecken konnte, und wir erblickten ihn in Mitte von zweihundert funfzig scheußlich nackter Leichname in dem Gewölbe der Michaeliskirche zu Bordeaux, welche Kannibalenhände dort aufgethürmt, aber wo wir ihn auch erblickten, uns erfüllte stets eine Art schauriger Ehrfurcht, ein tiefer religiöser Ernst, der, wo wir näher theilhaftig waren, selbst den Stachel des Schmerzes abstumpfen half, niemals fühlten wir die Lust bei Leichengeruch den Starken zu spielen, und unter Staub und Moder die Verwesung zu höhnen.

E. v. Wachsman n.

Choix de lectures françaises. Cours II. par H. A. Manitius. Dresde et Leipsic, Arnold. 1838. gr. 8. 188 pag.

Wir verweisen auf das, was wir über den ersten Cours dieses Werkes in Nr. 47 dieser Blätter gesagt haben. Dieser zweite Cours ist nun „den höhern Gymnasialklassen, Instituten und Privatunterrichte bestimmt,“ und zerfällt in folgende Abschnitte: Philosophie, Eloquence, Poesie und Melange. Ueberall ist sowohl aus ältern als neuern französischen Schriftstellern geschöpft und alles vermieden worden, was in irgend einer Hinsicht für die Jugend anstößig werden könnte, so daß das Werk dieser ohne Bedenken in die Hände gegeben werden kann. Nur vermiffen wir unter den poetischen Aufsätzen mittheilbare Proben aus neuern jetzt so verbreiteten französischen Romanen. Der Verfasser hat sich aber streng an die rhythmische Dichtkunst gehalten. Auch Räthsel, Charaden und Logogriphen fehlen nicht.

Th. Hell.

### Zur Berichtigung.

Mehrere Journale haben die, wahrscheinlich durch einen Uebelwollenden verbreitete Nachricht mitgetheilt, daß die in Prag erscheinende Zeitschrift

### „Ost und West“

eingehen werde; der Unterzeichnete kann aber versichern, daß dieses Journal längst eine vollkommene feste Stellung gewonnen hat. Die verehrten Redactionen der deutschen Zeitschriften werden ersucht, diese Berichtigung in ihre Blätter gefälligst aufzunehmen.

Prag, im September 1838.

Rudolph Glaser.

Redacteur der Zeitschrift „Ost und West.“